

Nr. 198. Bromberg, den 16. Oktober 1926.

Durch die Zeitung.

Roman von Gustav Schiller.

In seinem nett eingerichteten Wohnzimmer ging Hans Wilhelm v. Süren mit großen Schritten hin und her; sein Gesicht sah halb pfiffig und halb nachdenklich aus. Und das hatte seinen Grund.

Soeben hatte ihm sein Vater eine herzbewegliche Epistel geschickt. „Junge," stand darin, „Junge, du bist jetzt sechsundzwanzig Jahre, und ich bin ein Sechziger. Meinst du wirklich, wenn ich noch ein Enkelchen schaukeln will, du habest so lange Zeit zum Besinnen? Ich kann es nicht glauben, daß du nicht Gelegenheit haben solltest, hübsche Mädels kennen zu lernen."

Alles ganz schön und gut ... Der junge Offizier warf sich aufseufzend in seinen Schreibsessel ... Hübsche Mädels! O ja, die gab's reichlich in dem freundlichen Städtchen. Aber ... aber!

Er war ein wunderlicher Kauz, der sich einfach für diese gestriegelten, geschnürten und gekreppten Dämchen nicht begeistern konnte.

Ein Traum war in ihm ...

Wenn er mit seiner Schwester durch die Felder gestreift war, lachend, glücklich, übermütig, wenn das frische, herzige Mädel so ernsthaft mit ihm gesprochen, über allerhand Schönes und Edles, was sich am freiesten in der Menschenseele offenbart, wenn sie nicht im Salon, sondern auf grüner Wiese ist, wenn sie miteinander ihre schöne, schlesische Heimat gepriesen hatten in Wort und Lied — da war es ihm oft in heißer Sehnsucht durch den Sinn gefahren, solch ein schlesisches Dorfmädel möchte es einmal sein, das später mit ihm gehen sollte durch die blühenden, wogenden Felder, durch den heimlichen, vertrauten Laubwald seines schönen Besitzes.

Nun suchte er nach dieser Gefährtin und konnte sie nicht finden. Schwester Rosi war verheiratet an den jungen Gutsnachbar des Vaters, und seit sie zwei Buben zu betreuen, konnte sie den Bruder nicht mehr begleiten zu Feld- und Waldstreifereien in seiner Urlaubszeit. Beim letzten Urlaub erst war er noch einmal kurz vor seiner Abreise drüben gewesen in Dettenheim.

„Rosi, einmal geh' noch die alten Wege mit mir!"

„Ich kann nicht, Hans! Der Kleine hat Zahnfieber." Mit traurigem Gesicht hatte er sich abgewandt. Da hatte sie ihm die kleine, kräftige Hand auf den Arm gelegt und ihn so weit herumgezogen, daß sie ihm ins Gesicht sehen konnte. „Hans! Wirst du denn ewig nach „deiner Rippe" suchen müssen? Hätt' ich das gewußt, dann hätt' ich den Dettenheim nicht geheiratet, dann hätt' ich dich genommen!" Laut und lustig hatte sie dann gelacht und zum Schluß, als er schon Abschied nehmend vor ihr stand, hatte sie mit schalkhaftem Augenblinzeln gesagt: „Wenn nun gar keine anbeißen will, so versuch's durch die Zeitung!"

Du liebe Zeit! Was hatten sie über diesen Einfall gelacht!

Er lachte noch jetzt in der Erinnerung an diesen schwesterlichen Rat.

Und plötzlich kam ihm der tolle Einfall: Wie, wenn ich ihn befolgte?

Wenn ich dann alle Zuschriften, die ich bekäme, an Rosi schickte?

Was würde die lachen! ... Rosi lachte so gern ...

Er sprang auf und lief mit großen Schritten durch das Zimmer. Das mußte man überlegen ... Dann verwarf er den Gedanken wieder. Verrückt! Ein Leutnant freit doch höchstens durch die Zeitung, wenn er blank ist. Und das konnte doch ihm, Hans Wilhelm v. Süren, nicht passieren! Er war in soliden Verhältnissen, spießbürgerlich solide, wie sein Freund Wenzel immer sagte, gesund, stattlich, nur eben ein bißchen altmodisch in seinen Ansichten. Das kam wohl von der dörflichen Einsamkeit ... Ja, aber eben diese altmodischen Ansichten, die unbedingt auf klare Gediegenheit aus waren, waren der Prüfstein, an dem bisher noch kein modernes, junges Mädchen ohne Anstoß vorbeigekonnt. Die einen waren ihm zu klug, die anderen zu dumm. Er verabscheute blinkeblanke Schulweisheit ebenso sehr wie gedankenloses Blumendasein ... Ach ja! ... Er würde also wohl ledig bleiben müssen.

Nachdenklich drehte er die Zigarre zwischen den Fingern. Dabei malte er sich im Geiste das Gesicht aus, das Rosi machen würde, wenn sie so zehn, zwölf Heiratsofferten ins Haus bekäme. Er lachte laut auf. Nee, den Spaß mußte er sich doch machen! Es war ein billiger Scherz. Also los! Er setzte sich an den Schreibtisch und verfaßte sein Inserat:

„Ich suche ein Mädchen, nicht arm und nicht reich,
Ein Mädchen, das frisch und gesund und nicht bleich,
Ein Mädchen, gesittet und wohlerzogen,
Das trautem, deutschem Heime gewogen,
Ein Mädchen mit offenem, fröhlichem Sinn,
Das gerne erforschte, wer ich wohl bin!"

So! Aufatmend schob er die Feder auf die breite Silberschale und lehnte sich befriedigt zurück.

Wie Rosi lachen würde! Die lustige, prächtige Rosi ... Und da kam ihm das Träumen wieder ...

So und nur so durfte die Gefährtin seines Lebens beschaffen sein! So frisch und gesund an Leib und Seele.

Was machte er sich aus den überschlanken, zusammengeschnürten Stadtdämchen! Nein, die gefielen ihm nicht. Er liebte die rundlichen, blühenden Mädchen, die so ungeziert herumliefen, fast wie sie Gott geschaffen hatte.

Was war das doch mit Rosi für ein Spaß gewesen, als sie zum erstenmal ein Korsett trug! Er lachte noch in der Erinnerung daran.

*

Die Lessingstraße in B. ist eine der ruhigsten und angenehmsten. Mäßig große Mietshäuser in geschmackvoller Ausführung stehen da. Ab und zu ein Laden dazwischen. Das ewige Gebimmel der Elektrischen stört die vornehme Ruhe dieses Viertels nicht, denn am Eingang zur Lessing-

straße schwenkt der Schienenstrang ab, nach den Vororten zu. Hier in einem der hübschen Häuser, die durchweg sogar ein winziges Vorgärtchen haben, wohnte der alte Professor Jakobus.

Er war am Gymnasium angestellt, und man konnte ihn täglich zweimal die Straße hinunter nach der unweit gelegenen Luisenschule gehen sehen.

Auch heute, an einem frostklaren Februartage, wanderte er versonnen den Bürgersteig entlang. Eine schwarze Ledermappe, die er, unter den Arm gedrückt, trug, enthielt seine Bücher.

Er war ein stiller, ernster Mann, der eifrig wissenschaftliche Studien trieb und sich aus dem Treiben der Welt wenig machte. Nur daheim, im Kreise seiner Kinder, ging er aus sich selbst heraus. Da wurde der Schweigsame beredt, wenn es galt, die jungen, empfänglichen Herzen bekanntzumachen mit der wahren, heiligen Schönheit des Guten und Edlen. Er war ein überzeugter Christ und hatte des öfteren seinen Kindern schon eingeschärft: „Man kann nicht gut sein, nicht aufrecht durchs Leben gehen ohne Gott! Wer das Gute lehrt und dabei Gott verwirft, der gleicht einem Menschen, der närrisch genug ist, keinen Garten besitzen zu wollen, weil er Arbeit macht, sich aber durch den Zaun aus fremden Gärten die Blumen stiehlt, weil sie so schön sind. Wer wahrhaft gut und ein vollwertiger Mensch werden will, der muß auch die schwere Seelenarbeit des Glaubens und Sichanpassens an Gott auf sich nehmen, sonst ist er bloß ein Spitzbub, der sich aus Gottes Wundergarten die Blumen stiehlt."

Die theologischen Vorlesungen des Professor Jakobus waren berühmt, er selbst als ein äußerst gediegener Mensch von seinen Kollegen und wenigen Freunden hochgeschätzt. Geselligkeit liebte er nicht. In stiller Abgeschiedenheit lebte er im Kreise seiner vier Kinder dahin, nur immer bedacht, in ihren Seelen die Freude an reinen und edlen Genüssen zu wecken und zu befriedigen.

Vor vielen Jahren schon hatte er einmal ein junges, heißes Menschenherz so zur Quelle des Guten erziehen wollen. Aber dieses Herz war aus minder gutem Material gewesen wie seine Kinder, die in der Tat alle vier seine vornehme Veranlagung geerbt hatten.

Als junger Philologe hatte er eine bildschöne Kunstreiterin kennengelernt. Ihre Schönheit bezauberte und ihre Unwissenheit rührte ihn. Allen Mahnungen seiner Freunde zum Trotz heiratete er sie. Er meinte, weil sie jung sei und seine heiße Liebe erwiderte, müsse es ein leichtes sein, ihren vernachlässigten Geist zu bilden und Herzensgüte und Edelmut in ihr junges Herz zu pflanzen.

Zu spät erst erkannte er, daß er sich getäuscht.

Sein geduldiges Mühen um die Vertiefung ihres Innenlebens nannte sie „schulmeisternde Quängelei", sein treues Festhalten an idealen Grundsätzen war in ihren Augen „weltferne Verbohrtheit eines Stubenhockers".

Nachdem er über seinem aussichtslosen Mühen müde geworden war, begrub er den Traum des Erziehenwollens.

So lebten sie fremd nebeneinander her. Seine Seele litt unter der Leere dieser Ehe namenlos, und zu tausenden Malen verwünschte er den Tag, der sie ihm in den Weg geführt.

Auch die Geburt einer Tochter und eines Sohnes änderte daran nichts. Sie kümmerte sich wenig um die Kinder. Sie waren ihr eine Last, die ihr Beschränkungen in ihren Vergnügungen auferlegte.

Nach sechsjähriger Ehe schenkte sie ihm noch ein Zwillingspärchen, zwei reizende Mädelchen.

Infolge einer Unvorsichtigkeit zog sie sich bald nach der Geburt der Kinder ein schweres Leiden zu, dem sie zwei Jahre später erlag.

Ernst Jakobus dachte nicht mehr daran zu heiraten. Seine erste Ehe hatte ihm zu viel der Leiden gebracht, obschon er sie mit so ehrlichem Wollen, so reinem Streben eingegangen war. Er nahm sich eine treue, zuverlässige Person als Wirtschafterin und widmete alle seine freie Zeit seinen Kindern. Sie waren sein Glück, sein Schatz. Er besaß ihr ganzes Vertrauen und verstand so lieb mit ihnen umzugehen, daß sie keine Mutterliebe vermißten.

Für die Bedürfnisse des Leibes sorgte die alte, treue Frau Drechselmann, und was zur Bildung ihrer jungen Seelen nötig war, das vermochte der feingebildete Vater, den die bittere Schule einer unbefriedigten Ehe zu tiefer Weisheit ausgereift, ihnen in vollstem Maße zu geben. So wuchsen sie heran, schöne, blühende Menschen mit dem berückenden Zauber eines reinen Wesens und dem unermeßlichen Schatze eines gediegenen Wissens.

Inzwischen war Frau Drechselmann recht wacklig geworden. Wiederholt äußerte sie den Wunsch, nunmehr zu ihrer erwachsenen Tochter zu ziehen, um ihr Leben in Ruhe zu beschließen. Ernst Jakobus gab also seine Älteste in ein hauswirtschaftliches Institut, wo sie alles lernen konnte, was zur Führung eines Haushalts nötig ist. Nachdem sie ins Vaterhaus zurückgekehrt, übernahm sie an Stelle der Frau Drechselmann die Leitung des ganzen Hauswesens.

Irma Jakobus war eine schöne, kräftige Blondine. In der stillen Zurückgezogenheit ihres Lebens hatte sie sich die unberührte Art eines Kindes bewahrt. In all den kleinen Nichtigkeiten und Vergnügungen, in denen andere Mädchen ihres Alters ihre Jugend verbringen, war sie gänzlich unbewandert. Dafür hätte so manche Altersgenossin vor ihrem überlegenen Wissen die Waffen strecken müssen.

Infolge einer großen Sprachbegabung fiel es ihr leicht, die Gehilfin des gelehrten Vaters zu sein. Seine Anerkennung, die freilich sauer erworben werden mußte, war ihr stets der schönste Lohn. Und weil sich in ihr ehrliches Mühen mit natürlicher Begabung vereinte, so war sie ein prachtvolles Menschenkind geworden: des Vater Stolz, der Geschwister innigst verehrte Führerin.

Franz, ihr um drei Jahre jüngerer Bruder, war ein hübscher, feuriger Junge. Mit dem lebhaften Temperament der schönen Mutter vereinte er die tiefschürfende Art des Vaters. Seine hervorstechendste Eigenschaft war eine glänzende Redegabe, weswegen er denn auch zum Prediger wie geschaffen schien. Sein sehnlichster Wunsch war, Theologie studieren zu können, ein Wunsch, der wohl nie in Erfüllung gehen würde. Denn das mäßige Einkommen des Vaters reichte eben hin, um die Bedürfnisse der fünfköpfigen Familie zu bestreiten. Erübrigen ließ sich davon nichts.

Die Zwillinge waren zwei bildhübsche Mädchen von achtzehn Jahren. Besondere Gaben hatten sie beide nicht, aber ihre unverwüstliche Heiterkeit, ihr sonniges, liebes Wesen brachten Licht und Frohsinn ins Haus. Maria und Charlotte, von dem Bruder abgekürzt in Lo und Mi, waren einander gar nicht ähnlich, obschon jede für sich ganz hübsch gelten konnte. Mi besaß die gertenschlanke, biegsame Figur der verstorbenen Mutter; leuchtendes Blondhaar bauschte sich um das weiße, feine Gesichtchen. Lo war derber geraten; ihre reichlich mittelgroße Erscheinung war von jener entzückenden Weichheit, die prachtvolles Ebenmaß mit zarter Rundung vereint. Das braunlockige Haar trug sie mitten gescheitelt, und den langen Zopf pflegte sie wie einen Kranz um den Kopf zu legen. Sanfte, dunkelgraue Augen gaben ihrem lebhaften, blühenden Gesicht einen besonderen Ausdruck.

Auch die Zwillinge waren von dem gelehrten Vater mit viel Geduld und Sorgfalt in die mancherlei Tiefen des Wissens eingeführt worden, doch liebten sie beide das lebhafte Herumhantieren im Haushalt mehr als das Studieren in den Büchern. Unter den Geschwistern herrschte das herzlichste Einvernehmen. Mit dem lustigen Bruder standen sie stets auf Neckfuß. Vor Irma hatten sie, wohl da sie gewissermaßen die Hausfrau und oberste Wirtschaftsgewalt innehatte, eine ziemliche Achtung, was sie aber durchaus nicht hinderte, ihr den wenig schönen Kosenamen „Alte" zu geben.

Soeben waren sie beide in der Küche beschäftigt, einen Heringsalat herzustellen für den Abendbrottisch. Lo schälte die Kartoffeln, und Mi saß auf einem Küchenschemel und las den „Faust" vor. „Wunderbar, diese Musik in den Versen", meinte sie begeistert und wiederholte das soeben Gelesene:

„Beim Himmel, dieses Kind ist schön!
So etwas hab' ich nie gesehn:
Sie ist so sitt- und tugendreich
und etwas schnippisch doch zugleich."

Lotte lachte belustigt auf. „Köstlich, wie das damals Franz zitierte! Weißt du noch?"

„Ja, richtig! Ich probierte Vaters neuen Schlafrock an, und weil mir der viel zu lang war, so stolperte ich darüber und fiel hin." Sie lachten beide herzlich in der Erinnerung an dieses Vorkommnis, bis Mi meinte, jetzt wär's aber Zeit, wieder ernsthaft zu werden, sonst würde aus dem Salat nichts Rechtes.

„O das laß meine Sorge sein!" erwiderte Lo. „Ich wette, daß Franz auch nicht ein Krümchen übrigläßt."

„Na, der Fresser! Der würde wohl auch mit größter Seelenruhe Haschee von Mausebeinchen essen! Nur recht viel müßte es sein! Und so was will mal ein geistlicher Herr werden!"

„Hm, die geistlichen Herren haben immer eine Schwäche für gut Essen und Trinken gehabt, scheint es; denn einen mageren Pastor sieht man selten."

„Ja, das ist wahr! Und wenn's unser alter Luther war! Der hatte doch auch einen ganz ansehnlichen Umfang!" In diesem Augenblick schellte es, und die Unterhaltung wurde unterbrochen. Mi eilte hinaus, um zu öffnen. In höchster Aufregung kam sie wieder. „Denke dir, Lo, Alfred Braun im Zylinder und weißen Handschuhen! Tipp topp! Zug um Zug der Bräutigam aus den „Fliegenden Blättern!" Ich hab' ihn in den Salon geführt, weil er nach Irma fragte. Er hätte sie was zu fragen."

„Sancta!" stammelte Lo. „Er wird ihr doch nicht einen Antrag machen wollen?"

„So sieht er aus! Aber das wär' ja großartig!" wisperte Mi sehr aufgeregt. „Denk' mal: die Braunsche Fabrik! Und er der alleinige Erbe! Das wär' ja eine glänzende Partie für unsre Alte!"

Lo zuckte die Achseln. „Aber Irma will ihn nicht."

„Dann hat sie ein Brett vor dem Kopf."

Ahnungslos betrat Irma den gemütlich durchwärmten Raum, wo der Besucher wartend am Fenster stand und nervös die Unterlippe durch die Zähne zog. Verwundert sah sie auf die feierliche Aufmachung seines Äußeren. Da er der Sohn des einzigen Freundes des Professors war, der noch immer mit den Jakobusschen Kindern auf Duzfuß stand, so mußte es wohl auch wundernehmen, daß er in so feierlichem Anzug erschien. Mit einem Schlage wurde Irma nun sein in letzter Zeit verändertes Wesen klar, und eine tiefe Traurigkeit kam über sie. Es tat ihr so leid, daß durch seine Werbung ein Mißton in das bisher so herzliche Einvernehmen kommen würde, da sie gedachte, ihn abzuweisen.

„O Alfred, so früh schon kommst du herüber?" Sie versuchte, die Unruhe ihres Innern zu verbergen und ihrer Stimme Festigkeit zu geben. In tiefer Bewegung sah der junge Mann sie an, die er seit langem herzlich liebte und deren Besitz er heute zu erringen hoffte. „Ja, so früh schon! Grüß' Gott, Irma! Ahnst du, was mich herführt? Ich bin gekommen, dir eine sehr bedeutsame Frage vorzulegen." Er machte eine kleine Pause, während welcher er mit bebender Hand sich über die Stirn fuhr, dann fuhr er fort: „Irma! Ich hab' dich so lieb wie nichts auf der Welt! Möchtest du mein Weib werden?"

Sie stand wie erstarrt, am liebsten hätte sie die Hände vor das Gesicht geschlagen in tiefer Bewegung und geweint. Erwartungsvoll sah er sie an. Die halbe Minute des Wartens dehnte sich ihm zu einer Ewigkeit. Endlich öffnete sie die Lippen zu einer Antwort. Grade und ehrlich sah sie ihm in die Augen. „Ich . . . ich kann nicht, Alfred! Du tust mir schrecklich leid, aber so lieben, wie man seinen Mann lieben muß, kann ich dich nicht." Ein tiefer Schmerz prägte sich auf seinem Gesicht aus. Da sprach sie schnell weiter. „Du weißt, wie ich dich schätze, aber ich denke mir die Liebe hinreißender, stürmischer . . ."

„Und meinst du nicht, daß man's zunächst mal so versuchen könnte? Vielleicht verwandelt sich die Wertschätzung, die du für mich empfindest, eines Tages doch in Liebe, wenn ich nicht ablasse, darum zu werben?" Er ärgerte sich, daß er sich nicht gewandter auszudrücken vermochte; aber es saß ihm ein Druck in der Kehle, der ihm jedes Wort schwer machte.

Irma schüttelte den Kopf. „Das Wagnis ist allzu groß. Wenn ich dir jetzt ein Nein sage, so weiß es niemand. Wenn ich dir aber gestatte, mich deine Braut zu nennen, um später doch einzusehen, daß die gewünschte Liebe nicht kommen will, so führt das zu peinlichen Auseinandersetzungen. Darum verzeih' mir, daß ich heute so kurzen Bescheid dir gebe, und bleib' trotzdem mein Freund." Sie streckte ihm die Hand hin, die er an seine Lippen zog. „Dein Freund bleib' ich selbstredend bis ans Ende meiner Tage, wenn du mich magst. Aber eins sage mir noch, Irma: ich flehe dich an, laß mich klar sehen, auch wenn es dein eigenstes, tiefstes Geheimnis sei. Du brauchst mir den Namen nicht zu nennen. Nur von meinem quälenden Gedanken will ich frei sein. Liebst du einen anderen?"

Da sah sie ihn mit den strahlenden Blauaugen herzlich an. „Nein, Alfred! Mein Herz ist noch frei!"

Wie erlöst atmete er auf. „Gott sei Dank!"

Und dann ging er. Daß er auf Grund ihres Geständnisses doch noch die kühnsten Erwartungen hegte, sagte er nicht, aber sie fühlte es. Als sich die Tür hinter ihm geschlossen, sank sie in einen Sessel und brach in Tränen aus. Er tat ihr ja so leid, weil sie wußte, welche ein ehrenwerter Charakter er war, und weil sie ferner wußte, daß sie dem Vater eine liebe Hoffnung mit ihrer Absage zerschlug. Ein Weilchen, nachdem die Korridortür hinter Alfred Braun eingeschnappt war, warteten die Zwillinge noch, dann stürmten sie herein.

„Aber, Alte, du hast wohl nein gesagt?" Mi war ganz außer Atem vor Empörung, und da mußte Irma trotz ihrer Tränen lächeln.

„Natürlich! Wenn ich ihn doch nicht liebe!"

„Das ist furchtbar dumm von dir!" meinte Mi mit Überzeugung. „Ein so hübscher, solider, reicher Mann! Für uns und unsere Verhältnisse ist er geradezu der Märchenprinz. Du könntest auf der ganzen Welt nichts Gescheiteres entdecken, als dich in ihn zu verlieben."

„Da liebe du ihn doch", schlug Lo vor, die das Bedürfnis fühlte, Irma zu entschuldigen.

„Was fällt dir ein, er ist achtundzwanzig Jahre, also zehn Jahre älter als ich." Da mußten sie alle drei lachen, weil sie so auffuhr.

Am Abend, als die kleine Familie im Wohnzimmer beisammensaß, merkte man nichts mehr von dem Sturm, der am Vormittag die Gemüter beunruhigt hatte. Irma stickte ein zierliches Deckchen, der Vater und Franz schrieben, und die Zwillinge studierten die Zeitung. Schwesterlich hatten sie sich in Hauptblatt und Beilage geteilt.

Leise summend brannte die Gaslampe, und der unbeschreibliche Zauber eines netten, gutgepflegten Heims umspann sie alle mit seinem wohligen Gefühl.

Plötzlich lachte Lo laut auf. „Kinder, hört mal! Diese Heiratsannonce" — und sie las den aufhorchenden Schwestern mit lachendem Munde das Gedichtchen vor, das von Hans Wilhelm von Süren stammte. Auch Irma und Mi hatten ihren Spaß daran und vergnügten sich königlich über den „schnokigen Kerl", der sich auf diesem „nicht mehr ungewöhnlichen Wege" eine Frau suchte, die ein Muster aller Tugenden sein sollte. Irma meinte sogar zum Schluß: „Also, wenn alle Stricke reißen, Kinder, da freien wir durch die Zeitung!"

Darauf sagte Lo neckend, daß dies eine kecke Rede sei von einer jungen Dame, die erst am Morgen einen dauerhaften Freier abgewiesen. Da wurde auch Franz aufmerksam. „Ja, Irma, warum nimmst du ihn nicht? Er ist schwerreich, ein schmucker, solider Mann dazu, was willst du noch mehr?"

Irma lächelte. Es war ein rätselhaftes, versonnenes Lächeln, wie es ernste, stille Menschen haben, wenn man sie nach ihren Idealen fragt. „Ja, ich weiß nicht! Ich hab' ihn ganz gern, aber es ist nicht das Himmelstürmen, was ich mir zum Lieben nötig denke."

„Du bist eine Schwärmerin, Alte", meinte Mi ein klein wenig spöttisch.

„Ich weiß nicht, ob ich es mir so lange bedächte, wenn Alfred Braun mir so zugetan wäre wie dir."

Da fuhr Lo auf. „Um Himmels willen bloß keine Versorgungsheirat! Alfred Braun in Ehren! Aber, wenn ihn Irma doch nicht liebt, so laßt sie in Ruhe!" Franz hatte seinen Spaß an ihrem Eifer. „Aber, Lo, denk' mal, wenn Alfred mein Schwager würde, wie ich armer Teufel dann auf einmal „im Golde wühlen und Dukaten zählen" könnte! Ohne Wort und Widerrede könnte ich auf die Universität, und ihr könntet als Modeäffchen durch die Straßen von B. streifen . . ."

„Du, jetzt hör' aber auf! Als ob das unser Traum wär', Modeaffen vorzustellen! Und du, was dich betrifft, so beiß' dich gefälligst alleine durch! Ein tüchtiger Kerl hat heutzutage tausend Möglichkeiten, was zu werden auch ohne Heidelberger Lack. Aber du, Irma, du bleibe deinem Ideal treu! Bloß nicht eine Heirat aus Berechnung oder gar (dabei tippte sie verächtlich auf das Zeitungsblatt) durch die Zeitung!"

*

Als Lo am Abend im Bett lag, fiel ihr die Annonce noch einmal ein. Und da erwachte auf einmal der Schelm in ihr. Dem Heiratskandidaten geb' ich einen Nasenstüber! Aber einen ekligen! Eine gereimte Erwiderung schicke ich ihm ohne Unterschrift und ohne alles. Und sie sprang eilig aus dem Bett und holte sich die Schreibmappe herbei.

Mi saß noch am Tische und las. „Oha! Was willst du denn noch schreiben?"

„Sei ganz still, Mi! Ich werde jetzt mal dichten!"

„Alle guten Geister! Das hast du ja noch nie probiert! Du hast doch nicht etwa Fieber?" Und sie kam lachend herüber und faßte ihr an den Kopf. „Was willst du denn dichten?"

„Eine Antwort auf die Heiratsannonce!"

„Waas!? Ich denke, du willst nicht durch die Zeitung heiraten?"

„Nee, will ich auch nicht! Aber einen Ulk mit dem losen Burschen, der die herzbeweglichen Reime verbrochen hat, will ich mir machen." Da war Mi ganz Feuer und Flamme. „Fein! Das ist ein famoser Spaß! Aber mach' deine Sache gut! Ich geh' indes bei Irma noch ein paar Äpfel schnorren. Wenn du was Gescheites machst, bekommst du einen extra."

„Schon diese Aussicht wird meinen Genius zur höchsten Kraftleistung anspornen," erwiderte Lo mit komischer Erregung. Und dann ging sie ans Werk.

Sie war nicht ungeschickt. Eine gute Portion Mutterwitz und Schlagfertigkeit steckte in ihr, und als Mi mit einem Teller voll rotbäckiger Äpfel zurückkam, war sie schon fertig mit ihrer gereimten Erwiderung.

„Ich bin extra lange geblieben," sagte Mi erwartungsvoll. „Dafür hab' ich aber bei unserer Alten auch noch ein paar Lebkuchen herausgeschunden. Jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert! Hier, kleine Dichterin, stärk' dich an diesem Mandelkuchen! Was, du bist schon fertig? Ah! Zeig' doch!" Und sie trat unter die Hängelampe und las:

„Mein Freund, was du wünschest, das gibt's so leicht nicht!
Sie haben fast alle ein bleiches Gesicht,
Das Köpfchen von Dummheit und Eitelkeit schwer,
Und Geldsack, und Herz und Gemüt, die sind leer!
Ein Mädchen, gesittet und wohlerzogen? . . .
Ach, Freundchen, ich hab' mich vor Lachen gebogen!

Wenn jeglicher wollte die Perlen so fischen,
Ich schwör' es, er wird auch nicht eine erwischen!
Ich will dir nun sagen, wie freien man geht:
Mit Ernst und Bedacht und mit frommem Gebet!
Sag's dreist nur dem Herrgott, der gibt dir gewiß,
Ein Weib und ein Heim und ein Stück Paradies!"

„Aber großartig! Großartig! Das muß Irma sehen!" Und sie öffnete die Tür und rief, so laut sie konnte: „Alte! Alte! Komm' schnell mal her!"

Irma war sehr überrascht, daß Lo die einfältige Annonce erwidern wolle, da diese aber immer wieder beteuerte, ganz ohne Unterschrift den Brief absenden zu wollen, so hatte sie schließlich nichts dagegen und lachte am Ende selbst über Los Reimerei.

(Fortsetzung folgt.)

Der Hofnarr.

Von **Peter Prior.**

Marrwusch, der Hofmeister des Herzogs, war gestorben. Am Malvasier, sagten die einen, am elendesten Fusel der Marketenderin, sagten die anderen. Nicht nur der ganze Hof des Herzogs trauerte um ihn, auch im Städtchen, das ums Schloß herumlag, weinte man ihm manche Träne nach. Dem feisten, stets betrunkenen Narren, der immer Gold- und Silberstücke in der Tasche hatte und die Kinder so leicht über das Haar streicheln konnte. Und dem das Geld so lose saß, auch Armen gegenüber. Marrwusch brachte es fertig, wenn sie droben Karte spielten, mitten in die Goldhaufen hineinzugreifen und das, was er für seine Armen brauchte, einfach einzustecken, die Zunge zu zeigen und fortzulaufen. Nun war er tot!

Als der Stadtknecht Valentin eines Abends genau um 10 Uhr das Stadttor schließen wollte, schob sich im letzten Augenblick ein kleiner Kerl durch das Tor. Es war ein Handwerksbursche, seines Zeichens Schneider, denn eine ellenlange Schere bammelte gleich einem Schwert an seiner Linken. Auf dem Rücken wackelte ein Tornister, den mit einem mächtigen Ziegenbart geschmückten Kopf schützte ein mit Wachstuch überzogener Zylinder, und in der Hand schwenkte der Schneider einen Stock, der schier so dick war als er selber.

„Halt!" schrie der Stadtknecht. „Ist's eine Art für Handwerksgesellen, erst jetzt, wo die Stadt schon schläft, einzuwandern?"

„Verzeiht, Herr General!" sagte der Schneider, „ich habe mich unterwegs verspätet. Aber ich sehe hier an eurer Hose einen gar häßlichen Riß. Laßt ihr mich ein, dann will ich euch die Hose wieder flicken, braucht nichts zu bezahlen."

Der Stadtknecht sah an sich herunter. Verdammt! Da klaffte ein Riß. Wenn's nur der Hauptmann nicht gesehen hatte! Und er ließ den Schneider in die Stadt, nahm ihn in die Wachstube und setzte sich so, daß der Schneider sofort an seinem Leibe arbeiten konnte. Aber wie es das Unglück wollte, ging plötzlich die Türe auf und herein trat — der Herzog!

„Wache!" brüllte der Stadtknecht. Und aus einem Nebenraum stürzten die vier anderen Stadtknechte, die Wache hatten und sanft schon entschlummert waren. Neben den Knechten stand der Schneider, immer noch den Stadtknecht an einem zünftigen Faden festhaltend.

„Was habt ihr denn da für einen sonderbaren Gesellen?" fragte der Herzog.

„Vermelde gehorsamst", sagte der Schneider, „Schneidergeselle Wunderlich aus Bremen, rekommandiere mich submissest zur Anfertigung jeglicher Art Wämser und Beinkleider, gleichviel welcher Art!"

„Hat er schon Nachtquartier?" fragte der Herzog.

„Zu dienen!" sagte der Schneider. „Des Herzogs erster Minister und Hofrat Marrwusch ist mein Onkel. Bei dem werde ich wohl Unterschlupf finden!"

Der Herzog wurde ernst. Drehte sich um, rief seine Diener, die vor der Wache warteten und befahl ihnen, den Schneider in die Wohnung Marrwusch' zu führen.

„Erlauben, hoher Herr!", sagte der Schneider. „Erst muß ich hier meine Arbeit vollenden. Noch drei Stiche, dann ist sie getan."

Und sie zogen dann ab mit dem Schneider. Es ging ins Schloß, durch Hallen und Gänge, treppauf, treppab. Der Hofnarr Marrwusch bewohnte bei Lebzeiten zwei kleine Räume hoch oben im Turm. Sie waren einfach ausgestattet. Der Neffe betrat sie mit Neugierde. An der Wand hing die Laute seines Onkels, in Spinden fand der Schneider putziges Gewand, Narrenkappe und Szepter. Kein Bett war zu sehen.

„Wo ist mein Onkel?" fragte der Schneider eine Magd, die ihm Speise und Trank brachte. Unwirsch und verschlafen sagte die Dirne:

„Marrwusch ist tot!" Der Schneider erschrak, davon wußte er nichts.

„Und wo ist ein Bett, wo ich schlafen kann?" lautete die weitere Frage.

„Marrwusch schlief neben dem Hund vor der Tür des Herzogs!" sagte die Magd, und verschwand gähnend.

Der Schneider machte es sich in der Nacht so bequem als möglich. Aber er fand keinen Schlaf. In Bremen hieß es, Marrwusch sei Minister und Hofrat am Hofe des Herzogs geworden. Zu den Festtagen hatte er Geld geschickt, und als er einst zu Weihnachten vor vielen Jahren auf Besuch kam, fuhr er in kostbaren Gewändern in einer Karosse vor und warf beim Abschied Geld unter das Volk. Und hier hauste er in jämmerlichen Stuben und schlief neben den Hunden vor der Tür des Herrn.

Am nächsten Tag ließ der Herzog den Schneider zu sich kommen.

„Hallo, Schneider!" rief er. „Ihr seid der Erbe meines lieben Marrwusch. Hier am Hofe gibt's immer was zu nähen. Ihr könnt in den Stuben Marrwusch' hausen, könnt aus der Küche essen, aus dem Keller trinken, meinetwegen so viel wie Marrwusch. Bekommt Lohn. Marrwusch hat ja alles verschenkt. Aber ihr könnt ein reicher Mann werden!"

„Und wo soll ich schlafen?" fragte der Schneider.

„Schlafen?" sagte der Herzog. „Na, wo Marrwusch schlief. Im Bett!"

„Marrwusch schlief bei den Hunden vor eurer Tür. Und das ist kein Nachtlager für einen zünftigen Schneidergesellen!" sagte Wunderlich.

Der Herzog blickte zum Fenster hinaus in den lachenden Frühling.

„Ja, mein Schneider", sagte er, „Marrwusch war auch mein Freund. Er traute nicht den Hunden und nicht den Menschen. Er war der einzige Mann im Lande, auf den ich mich verlassen konnte."

Wunderlich ging. Packte seinen Tornister, ölte seinen Hut, schwang den Stock durch die Luft, stieg die steile Treppe hinab und trat hinaus vor das Schloß. Zwei Kollegen zogen singend vorbei. „Halt! Ich komme mit!" schrie Wunderlich, und gingen hinaus vor die Stadt. Der Herzog sah ihn ziehen. „Marrwusch war ein Mann", sagte er zu seinem Sohne, der neben ihm stand. „Aber der Schneider hier ist auch einer."

Heulend strichen die Hunde durch das Schloß. Sie vermißten noch immer Marrwusch, den Narren, der bei ihnen schlief.



Bunte Chronik



* **Strenge Gesetze bei den Inkas.** Im Reich der Inkas, der indianischen Herrscher, die bis zum Mittelalter in Peru regierten und von deren seltsamer Kultur sich noch zahlreiche Denkmäler erhalten haben, gab es sehr strenge Gesetze. So durften die Kleider der Inkas nur von den sog. „Sonnenjungfrauen" gewebt werden, reinen jungen Mädchen, die in den prächtigen Sonnentempeln wohnten und dort ihre Webekünste ausübten. Geschah es aber nun einmal, daß eine dieser Sonnenjungfrauen sich einen Fehltritt zuschulden kommen ließ, so wurde nicht nur sie und ihre ganze Familie getötet, sondern auch das Dorf, aus dem sie stammte, mit sämtlichen Einwohnern niedergemetzelt.

*

* **Welcher Schauspieler wurde zuerst ausgepfiffen?** Das Auspfeifen eines Schauspielers ist eine erst im vorigen Jahrhundert aufgekommene Unsitte. Es geschah dies, wie Karoline Jagemann in ihren „Erinnerungen" erzählt, in Hamburg. Das erste Opfer dieser neuartigen Kritik war der Schauspieler Marchand in der Rolle des „Rudolph" in Körners „Hedwig".

Lustige Rundschau



* **Unangenehm.** Nichtchen: „Tante, bist du eine Kannibalin?" — Tante: „Wieso denn?" — Nichtchen: „Papa sagte, du nährtest dich von deinen Verwandten."

*

* **Um so besser.** „Du hast mir zur Hochzeit gratuliert. Ich habe mich aber gar nicht verheiratet, das scheint ein anderer Wilhelm Haase gewesen zu sein." — „Um so besser, dann hatte ich ja Grund genug, zu gratulieren." wg.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.